

Dorothea

Schwarzhaupt-Scholz (Hg.)

Elisabeth Schwarzhaupt

Lebensbericht der Juristin,
Kämpferin für Gleichberechtigung
und ersten Bundesministerin



Dorothea Schwarzhaupt-Scholz (Hg.)

Elisabeth Schwarzhaupt

Lebensbericht der Juristin, Kämpferin für
Gleichberechtigung und ersten Bundesministerin

Mit unveröffentlichten Quellen
von Elisabeth Schwarzhaupt

BÖHLAU



Elisabeth
Schwarzhaupt
Stiftung



Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung durch:
Elisabeth Schwarzhaupt Stiftung
Konrad-Adenauer-Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapur; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R unipress und Wageningen
Academic.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Als erste Frau wurde Elisabeth Schwarzhaupt (CDU) am 14. 11. 1961
durch den Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier (r) als Bundesministerin vereidigt.
Sie wird das neu geschaffene Ministerium für Volksgesundheit leiten, das unter anderem
Fragen der Reinhaltung des Wassers, der Luft und der Lärmbekämpfung zu bearbeiten hat.

Elisabeth Schwarzhaupt, Konrad Adenauer, Ludwig, Erhard Eugen Gerstenmaier
© Konrad-Adenauer-Stiftung.

Korrekturat: Dore Wilken, Freiburg

Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Michael Rauscher, Wien

Druck und Bindung: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
E-Mail: info@boehlau-verlag.com

ISBN 978-3-412-53517-9 (Print) | ISBN 978-3-412-53518-6 (E-Book)

ISBN 978-3-412-53519-3 (Elib)

INHALT

MICHAEL BORCHARD

Vorwort

9

ALEXA LARSEN UND LEONARD FALKE

Grußwort I

13

RITA SÜSSMUTH

Grußwort II

Politikerinnen wie Elisabeth Schwarzhaupt können uns ein Leitbild sein

15

ELISABETH SCHWARZHAUPT

Lebensbericht (1982)

21

ISABEL HEINEMANN

Kämpferin für Gleichberechtigung

Elisabeth Schwarzhaupt und die Ausgestaltung der Geschlechterordnung
der frühen Bundesrepublik

71

BENEDIKT BREISACHER

Ministerin wider Willen?

Ambivalenter Aushandlungsprozess um die erste Bundesministerin der
Bundesrepublik

87

ELISABETH SCHWARZHAUPT

Die Stellung der Frau im Nationalsozialismus

105

INHALT

JASMIN LÖRCHNER
Elisabeth Schwarzhaupts Wahlkampfschrift 1932
Mut und Haltung in Zeiten der Gefahr
121

ELISABETH SCHWARZHAUPT
Brief an die Eltern
129

HARALD ILLE
So mächtig war der NS-Sprachgebrauch
Kurze Einordnung des Briefes
139

DOROTHEA SCHWARZHAUPT-SCHOLZ (STIFTERIN)
UND ALBERT SCHOLZ (STIFTER)
Danksagung
143

Lebensbericht in Bildern
147

Quellen- und Literaturverzeichnis
159



Abb. 1: Vereidigung von Elisabeth Schwarzhaupt am 14.11.1961 in Bonn in Anwesenheit von Konrad Adenauer, Ludwig Erhard und Eugen Gerstenmaier. Als erste Frau wird Elisabeth Schwarzhaupt (CDU) durch den Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier als Bundesministerin vereidigt. Sie wird das neu geschaffene Ministerium für Volksgesundheit leiten, das unter anderem Fragen der Reinhaltung des Wassers, der Luft und der Lärmbekämpfung zu bearbeiten hat. © picture alliance/Foto: Kurt Rohwedder.

Michael Borchard

VORWORT

Dass der 125. Geburtstag von Elisabeth Schwarzhaupt und der 150. Geburtstag von Konrad Adenauer im selben Jahr 2026, ja in einem Abstand von zwei Tagen zu feiern sind, war absehbar und ist ganz sicher nicht die einzige Linie, die sich zwischen den beiden Persönlichkeiten ziehen lässt. Für uns als Konrad-Adenauer-Stiftung, als Mitherausgeberin dieses Bandes ist dieses Zusammentreffen von zwei besonderen Gedenktagen allerdings von Relevanz.

Gemäß dem schönen Spruch „Zu viel Weihrauch schwärzt den Heiligen“ gehört auch in diesem Jubiläumsjahr zur Wahrheit, dass der Patriarch nach der Kanzlerwahl 1949 ganze zwölf Jahre gebraucht hatte, um der Berufung einer Frau in das Bundeskabinett zuzustimmen, und auch das geschah bekanntlich nicht, weil er einsah, dass das notwendig und hilfreich sein könnte. Es war nicht zuletzt der legendäre „Sitzstreik“ der CDU-Frauen, organisiert von Helene Weber und Aenne Brauksiepe vor 65 Jahren, am 10. November 1961, vor dem Saal, in dem im Palais Schaumburg in Bonn CDU/CSU und FDP um die Zusammensetzung der künftigen Regierung rangen, der schließlich dieses überfällige Zeichen an die deutschen Wählerinnen und Wähler mehr oder minder erzwang. Über alle seine Schatten konnte Adenauer, dessen Skepsis gegenüber Frauen in der Politik eher zeittypisch für seine Generation war, als dass er hier besonders negativ agiert hätte, dabei dennoch nicht springen. Besonders gerne wäre die erfahrene promovierte Juristin Schwarzhaupt Justizministerin geworden, wurde aber mit der wenig glaubwürdigen Ausrede des Kanzlers abgespeist, von einer Frau sei nicht zu erwarten, dass sie für ein strengeres Strafrecht eintreten würde. Dass die liberale, ledige und kinderlose Protestantin für ihn nicht die geeignete Familien- und Jugendministerin war, passt in dieses Bild. So wurde es das Gesundheitsministerium.

Auch nach der Vereidigung bettete der Kanzler seine neue Ministerin nicht auf Rosen, sprach abfällig hinter ihrem Rücken vom „Kirchenfräulein“ und erleichterte Personalentscheidungen für das neue Ministerium nicht gerade. Und das, obwohl er mit ihr wichtige Wählerpotentiale, sowohl im protestantischen Lager als auch bei den Frauen, absichern konnte. Gleich nach ihrem Amtsantritt wurde sie zudem mit der Herausforderung des Conter-

gan-Skandals in das kälteste vorstellbare Wasser geworfen. Zugleich türmten sich auf ihren Schultern die lange gehegten Erwartungen der Frauen an sie als Amtsträgerin, von der sie sich in einer Situation Lösungen und eine Vertretung ihrer Anliegen erhofften, in der es im Grunde kein einziges Feld gab, in dem Frauen nicht benachteiligt gewesen waren.

Sie sei eine „Klagemauer für die Frauen“ geworden, seufzte sie einmal. Pioniere mögen zwar niemals Perfektion in ihrem Feld erreichen und zwangsläufig Erwartungen enttäuschen, zu sehr müssen sie vorsichtig auf neuem Terrain manövrieren. Die dann aufkommende Frauenbewegung warf Elisabeth Schwarzhaupt deshalb später ein zu traditionelles Verständnis von Gleichberechtigung vor. Aber es kann nicht der geringste Zweifel bestehen, dass sie, wie sie selbst gesagt hatte, „eine Tür für die Frauen geöffnet habe, die nicht mehr zugeschlagen werden konnte“. Und das tat sie mit größter Hingabe und Leidenschaft, zugleich aber mit kühlem und rationalem Augenmaß. Das anfangs als „überflüssig“ verspottete Ministerium führte sie auch unter Adenauers Nachfolger Ludwig Erhard bis zum Ende von dessen Regierung erfolgreich und mit Gespür für sich ankündigende Probleme. So setzte Elisabeth Schwarzhaupt etwa im Bereich des Lebensmittelrechts und des Umweltschutzes (der damals teilweise dem Gesundheitsressort zugeordnet war) wegweisende Veränderungen durch.

Spannend ist die Frage, die man heute „neudeutsch“ mit dem Stichwort Resilienz zusammenfassen könnte. Woher stammt die Widerstandskraft, mit der jemand ausgestattet sein muss, um solcherlei Herausforderungen bestehen zu können? Woher nahm eine Frau, die ihr ganzes Leben lang Pioniertaten zu vollbringen hatte, die Kraft, nicht nur ihr neues Amt zu verwalten, sondern zugleich inhaltliche Akzente zu entwickeln, die bis heute im Gesundheitsbereich Prägekraft entfalten? Wer war Elisabeth Schwarzhaupt, die zuverlässige, bescheidene, mutige und meinungsstarke, dennoch sachliche und immer fachkompetente Politikerin?

Dieses Buch will mit der Veröffentlichung ihrer Aufzeichnungen einen tieferen Einblick in das Seelenleben dieser Politikerin bieten und damit einen „Skandal“ wenigstens ein Stück weit mildern, nämlich die Tatsache, die schon anlässlich ihres 100. Geburtstages beklagt wurde, dass ihr Wirken dem Vergessen anheimgefallen ist. Daran hat sich auch in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten viel zu wenig geändert. Der Elisabeth Schwarzhaupt Stiftung und ihrer Großnichte Dorothea Schwarzhaupt-Scholz, der ich für die gute Zusammenarbeit herzlich danke, und uns in der Konrad-Adenauer-Stiftung ist wichtig, dass die Scheinwerfer etwas heller auf diese bedeutende Politike-



Abb. 2: Elisabeth Schwarzhaupt kurz nach der Vereidigung am Schreibtisch zuhause in ihrem Frankfurter Haus.
© Kurt Weinert.

rin scheinen. Sie mag zwar erneut in diesem „Superjubiläumsjahr“ scheinbar im Schatten des Gründungskanzlers stehen, aber so wie sie als Ministerin selbst aus diesem Schatten herausgetreten ist, so taugt sie mit ihrer Beharrlichkeit, ihrer Integrität und ihrem langen Atem ganz gewiss als „Lichtgestalt“ aus eigener Kraft in einer Zeit, in der die Gleichstellung von Mann und Frau noch immer – auch 65 Jahre nach ihrer Berufung als Ministerin – zu viele Baustellen aufweist.

Dr. Michael Borchard ist Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftlichen Dienste/ Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung.

GRUSSWORT I

Mit der Veröffentlichung des autobiographischen Lebensberichts von Dr. Elisabeth Schwarzhaupt, ergänzt mit ausgewählten Quellen, ihrer ersten Wahlkampfrede und einem Brief an ihre Eltern, verfolgen wir als Stiftung ein zentrales Ziel: Das politische und persönliche Vermächtnis dieser außergewöhnlichen Frau dauerhaft zu erhalten und sichtbar zu machen. Elisabeth Schwarzhaupt war eine Pionierin – als erste Bundesministerin, als streitbare Christdemokratin, als unermüdliche Kämpferin für Gleichberechtigung. Ihr Wirken bleibt nicht nur historisch bedeutsam, sondern ist hochaktuell angesichts der Fragen, die uns auch heute noch umtreiben: Wie gestalten wir ein gleichberechtigtes Zusammenleben? Wie sichern wir demokratische Teilhabe für alle? Und nicht zuletzt: Mit welcher Geisteshaltung begegnen wir den Herausforderungen unserer Zeit – und wie stellen wir uns für die Zukunft auf?

Mit dem Buch möchten wir nicht nur die eigene Stimme von Elisabeth Schwarzhaupt den Leserinnen und Lesern wieder zugänglich machen, sondern zugleich die politische Erinnerungskultur um eine facettenreiche, mutige Persönlichkeit bereichern. Dass wir diesen Lebensbericht gemeinsam mit der Konrad-Adenauer-Stiftung veröffentlichen können, ist für uns Ausdruck eines gewachsenen Interesses an weiblichen Perspektiven in der Zeitgeschichte und ein starkes Signal für eine lebendige Erinnerungskultur.

Unser besonderer Dank gilt Dorothea Schwarzhaupt-Scholz und Albert Scholz. Ohne ihre Initiative, ihre Energie und ihre große persönliche Verbundenheit mit dem Lebenswerk von Elisabeth Schwarzhaupt gäbe es die Stiftung – und dieses Buch – nicht. Wir danken ihnen für ihr Vertrauen.

Die Elisabeth Schwarzhaupt Stiftung versteht sich als Impulsgeberin für eine gleichstellungspolitische, demokratische Zukunft – im Geist einer Frau, die den Mut hatte, ihrer Zeit voraus zu sein.

Geschäftsführung Elisabeth Schwarzhaupt Stiftung gGmbH München



Abb. 3: Am 7. Januar 1985 feiert Elisabeth Schwarzhaupt ihren Geburtstag im Haus der Familie Schwarzhaupt in Köln, wo sie der Gesundheitsministerin Rita Süßmuth, ihrer Nachfolgerin, begegnet. © Privatarchiv.

GRUSSWORT II

Politikerinnen wie Elisabeth Schwarzhaupt können uns ein Leitbild sein

Elisabeth Schwarzhaupt war eine Vollblutpolitikerin. Sie war interessiert und zugewandt, wenn auch keine Frau, die den Menschen gleich um den Hals fiel. Als ich 1985 in den Bundestag einzog, lag ihre Zeit als Gesundheitsministerin bereits 19 Jahre zurück und auch aus dem Bundestag hatte sie sich 1969 zurückgezogen. Doch Elisabeth Schwarzhaupt war noch immer politisch und in der Partei aktiv, so dass ich ihr als Mitglied der Frauen-Union regelmäßig begegnete.

Ich erlebte sie als zurückgenommene Frau, mit der ich mich bald in einer professionellen Beziehung gegenseitigen Respekts, der Anerkennung und Wertschätzung fand. Sie musste nicht viele Worte machen, sondern kam schnell ins Handeln und vertraute dabei auf ihren Sachverstand als Juristin. Es war ihr wichtig, dass sie als Juristin wahrgenommen wurde. Ich glaube, es ging ihr vor allem darum, ernst genommen zu werden. Diesen Respekt bat sie sich auch aus, als Bundeskanzler Konrad Adenauer ihre Anwesenheit als Frau in seinem Kabinett 1961 zunächst ignorierte und die Runde mit „Meine Herren“ ansprach. Elisabeth Schwarzhaupt setzte beim Bundeskanzler und den Kabinettskollegen die Anrede „Frau Ministerin“ durch.

Dieser Respekt und diese Anerkennung gebührten ihr, denn sie hatte hart dafür gearbeitet. Schwarzhaupt (Jahrgang 1901) war in der Weimarer Republik erwachsen geworden und gehörte zu der ersten Welle von Frauen, die sich politisch engagierten.

DIE ERSTE WELLE POLITISCH ENGAGIERTER FRAUEN

Viele dieser politisch aktiven Frauen der Weimarer Republik sind bis heute viel zu unbekannt in Deutschland. Sie wuchsen unter völlig anderen Bedingungen auf: Ohne ein Anrecht auf höhere Bildung, in vielerlei Hinsicht ohne Rechte, und erst recht ohne Geld. Diese Frauen haben sich in einer Notlage bewährt. Frauenrechtlerinnen wie Helene Lange und Gertrud Bäumer haben

den folgenden Mädchengenerationen die höhere Bildung erkämpft. Elisabeth Schwarzhaupt gehörte dieser Generation an, durfte sie doch ab 1914 auf ein Frankfurter Realgymnasium gehen und ihr Abitur machen.

Früh hatte sie begriffen, dass sie selbst von hart erkämpften Fortschritten bei der Gleichstellung von Frauen profitiert hatte. Und dass wir Frauen diese gesellschaftlichen Fortschritte nicht für selbstverständlich erachten dürfen, sondern sie verteidigen, festigen und weiter vorantreiben müssen. Ihre mehrjährige Arbeit als Gerichtsassessorin in der Rechtsschutzstelle für Frauen in Frankfurt am Main festigte diese Überzeugung in ihr: Sie war erschüttert über die Rechtlosigkeit der Frauen in Ehen, bei Ehescheidungen und bei Sorgerechts-Streitigkeiten.

Elisabeth Schwarzhaupt trug die prägenden Erfahrungen dieser Zeit in ihre Arbeit im Bundestag. Sie nutzte ihr Wissen um die echten praktischen Notlagen von Frauen und ihren juristischen Sachverstand, als sie sich 1954 dafür stark machte, den Stichentscheid des Ehemannes abzuschaffen. Dafür wandte sie sich auch gegen die vorherrschende Meinung ihrer eigenen Partei und argumentierte gegen Familienminister Dr. Franz-Josef Wuermeling und gegen ihre Parteikollegin Helene Weber. Das erforderte Mut, denn Elisabeth Schwarzhaupt war gerade erst in den Bundestag gewählt worden. Ihre mit scharfem juristischem Sachverstand argumentierte Rede brachte ihr den Respekt des Plenums und die Aufmerksamkeit der Presse ein.

Mit ihrem Engagement für Parität trat Elisabeth Schwarzhaupt 1954 in die Fußstapfen von Frauen wie Elisabeth Selbert (SPD). Selbert hatte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs als eine von nur vier Frauen – neben Helene Weber (CDU), Helene Wessel (Zentrumspartei) und der SPD-Frau Frida Nadig – im Parlamentarischen Rat das Fundament für die deutsche Nachkriegsdemokratie gelegt und an der Formulierung des Grundgesetzes mitgewirkt.

Die Juristin Selbert hatte dafür gekämpft, die Gleichberechtigung von Männern und Frauen im Grundgesetz zu verankern. Nachdem der Bundestag die Frist zur Umsetzung einer Familienrechtsreform bis 1953 verschleppt hatte, folgte eine mehrjährige Debatte um die Anpassung des Bundesgesetzbuchs (BGB). Mit Elisabeth Schwarzhaupts Hilfe brachte das zweite Kabinett Adenauers 1957 ein Reformpaket auf den Weg, das die im Grundgesetz versprochene Gleichberechtigung der Geschlechter mit gesetzlichen Regelungen wie etwa der Zugewinnngemeinschaft endlich stärkte. Das Ende des väterlichen Stichentscheids verkündete Bundesverfassungsrichterin Erna Scheffler 1959: Er wurde als verfassungswidrig erklärt.

ZU OFT ÜBERSEHEN

Blicken wir auf die Frauenbewegung und die Vorkämpferinnen für Parität, erinnern wir oft die Kämpferinnen bis zur Weimarer Republik und dann erst die Frauen der 1960er Jahre – auch ich selbst wurde maßgeblich erst in der aufgeladenen Stimmung dieser Jahre politisiert.

Zu oft werden Figuren wie Elisabeth Selbert, Elisabeth Schwarzhaupt, Helene Weber und Erna Scheffler übersehen. Ob katholisch-konservativ oder protestantischer Überzeugung: Schwarzhaupt und ihre Mitstreiterinnen in den 1950er und 1960er Jahren im Bundestag arbeiteten über Fraktions- und Parteigrenzen hinweg engagiert dafür, die Rechtslage für Frauen in Deutschland zu verbessern. Dafür gebührt ihnen große Anerkennung. Schwarzaupts selbstverständliches parteiübergreifendes Handeln und ihr Verständnis, dass der Staat nicht die Familienstruktur für all seine Bürgerinnen und Bürger bestimmen kann, haben auch meine politische Überzeugung und Arbeit immer begleitet.

Selbert, Schwarzhaupt, Scheffler: Alle drei waren Juristinnen. Jurist*innen gehört die Welt, auch heute noch. Auch mir hatte mein Vater angetragen: „Studier’ doch Jura“. Ich fand keinen Zugang zum Fach und studierte stattdessen Geisteswissenschaften. Damit, so merkte ich trotz Promotion und jahrelanger Professur nach meinem Einzug in den Bundestag, hatte ich auch in den 1980er-Jahren als eine der wenigen Frauen im Plenum noch eine schlechtere Stellung als die Juristin Elisabeth Schwarzhaupt. Erst während meiner Arbeit in der Politik habe ich verstanden, wie wertvoll der juristische Erfahrungsschatz ist. Wie oft dachte ich: Wärest du doch Juristin geworden.

Der juristische Sachverstand half Elisabeth Schwarzhaupt, eine ihrer politisch schwersten Aufgaben zu navigieren: Kaum zwei Wochen, nachdem sie als erste Frau einen Ministerposten übernommen hatte, wurde sie mit dem Contergan-Skandal konfrontiert. Die Art, wie sie ungerechtfertigte Kritik aushielt, dass sie sich nicht vor den Familien der Kinder versteckte, die mit Behinderungen zur Welt gekommen waren, dass sie sich mit dem Medikamentenskandal auseinandersetzte und eine Änderung der Arzneimittelprüfung durchsetzte: All das hat mich beeindruckt und war ein Leitbild für mich, als ich mich in den 1980er-Jahren während der Aids-Krise für HIV-Kranke einsetzte.

Auch ich musste mich in die Pharmazie und in medizinische Fachfragen einarbeiten. Ich habe Kranke besucht und mit Angehörigen, Pflegepersonal und Ärzten gesprochen. Das Ausmaß der Aids-Krise war grausam. Mein Leitsatz wurde: Wir bekämpfen die Krankheit, nicht die Kranken.

Auch die Contergan-Krise war grausam, denn sie war von Menschen gemacht. Elisabeth Schwarzhaupt war erschüttert vom Leid der Familien. Als es um Lösungen ging, machte sie nicht viele Worte, sondern schritt zur Tat und brachte als Bundesgesundheitsministerin die Einführung eines Arzneimittelgesetzes auf den Weg.

Unfassbar eigentlich, dass der sozialdemokratische Bundeskanzler Gerhard Schröder drei Jahrzehnte später noch von „Gedöns“ sprach, als er 1998 den Kabinettsposten von Christine Bergmann als Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend mit den Worten abspeiste: „Frau Bergmann ist zuständig für Frauen und das ganze andere Gedöns.“ Es ist eben kein Gedöns!

WIR HABEN IMMER NOCH KEINE PARITÄT ERREICHT

Parität ist kein „Weiberkram“, sondern eine Aufgabe der Gesellschaft. Gleichberechtigung am Arbeitsplatz, Lohngleichheit, die Rechte unverheirateter Mütter, vermögensrechtliche Absicherung und Gleichstellung in der Ehe: All diese Themen sind wichtig und waren schon in den Anfangsjahren der deutschen Demokratie umkämpft. Wir täten gut daran, die Leistung von Frauen wie Elisabeth Schwarzhaupt zu würdigen. Sie haben den Anspruch auf Parität mit dem Grundgesetz und mit Reformen der Gesetzgebung in der DNA der jungen Bundesrepublik verankert. Wenn wir heute Fortschritte bei der Gleichberechtigung machen, gelingt uns das dank der Grundlagen, die Parlamentarierinnen in den 1950er- und 1960er-Jahren gelegt haben.

Dennoch ist nicht von der Hand zu weisen, dass wir noch immer keine Parität erreicht haben. Viel zu lange kämpfen wir nun schon für die vollständige Gleichstellung.

Für mich war und ist das Wirken von Politikerinnen wie Elisabeth Schwarzhaupt für mein politisches Arbeiten Weckruf, Motivation und Auftrag zugleich. Es gilt, sich für Gleichstellung und Solidarität einzusetzen. Gleichstellung in der Gesellschaft ist ohne Gleichstellung in der Politik undenkbar. Ich wünsche mir freiwillige Paritätsregelungen der Parteien, damit die jetzigen und kommenden Generationen von Politikerinnen ihre Stimmen einbringen können, wenn der rechtliche Rahmen für unser gesellschaftliches Zusammenleben definiert wird.

Dazu gehört, endlich Lohngleichheit und die Alterssicherung von Frauen zu erreichen, die Teilzeit-Möglichkeiten auszubauen, gegen häusliche Gewalt

vorzugehen und die Voraussetzungen für Repräsentanz und Mitgestaltung zu schaffen.

Es gilt, die vielfältigen Formen familiären Zusammenlebens anzuerkennen und diese Anerkennung in faire rechtliche Regelungen zu überführen. Es gilt, die im Grundgesetz zugesicherte freie Entfaltung für alle Menschen in Deutschland zu verteidigen und zu sichern, unabhängig von Herkunft und Hautfarbe, Geschlecht und sexueller Identität.

Wir haben schon viel geschafft, aber wir stehen auch vor neuen Ungleichheiten und Herausforderungen. Politikerinnen wie Elisabeth Schwarzhaupt können uns ein Leitbild dabei sein.

Prof. Rita Süßmuth (1937 † 2026) war von 1985 bis 1988 Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit (ab 1986 Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit) und von 1988 bis 1998 Präsidentin des Deutschen Bundestages. Sie verstarb während der Drucklegung des Bandes.*

ELISABETH SCHWARZHAUPT – LEBENSBERICHT (1982)¹

LEBENS DATEN

1901	Geboren am 7. Januar in Frankfurt am Main
1920–1931	Studium der Rechtswissenschaft in Frankfurt und Berlin
1929	Beitritt zum Deutschen Akademikerinnenbund
1930	Gerichtsassessorin in Dortmund
1930–1932	Juristische Mitarbeiterin an der städtischen Rechtsauskunftsstelle für Frauen in Frankfurt am Main
1932–1933	Hilfsrichterin in Frankfurt und Dortmund
1933	Entlassung als Richterin. Promotion an der Universität Frankfurt am Main
1934–1936	Juristische Mitarbeiterin beim Reichsbund der Kleinrentner in Berlin
1936–1945	Juristische Referentin in zentralen Dienststellen der evangelischen Kirche in Deutschland, zunächst in der Kirchenkanzlei
1945–1959	Im kirchlichen Außenamt als Oberkonsistorialrätin in Frankfurt am Main, Mitarbeit in den evangelischen Akademien
1953–1969	Mitglied des Bundestages
1961–1966	Bundesgesundheitsministerin
1966	Ausgezeichnet mit dem Großkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland
1986	Gestorben am 29. Oktober in Frankfurt am Main

¹ Quelle: Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung, ACDP, 01-048-001/4, (1982).

ELTERNHAUS UND SCHULE

Ich wurde 1901 in Frankfurt geboren, also gerade rechtzeitig, um zwei Weltkriege, zwei Inflationen und die Bedrohung der Erde mit einem dritten, einem Atomkrieg, mitzuerleben.

Frankfurt war in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine lebendige Stadt. Die Erinnerung an den Lebensstil der Freien Reichsstadt wirkte noch nach. Man redete nicht so viel von „unserer Demokratie“, wie wir es heute in der Bundesrepublik tun; aber man lebte und dachte demokratischer als im Norden und Osten des damaligen Deutschlands. Die Grenzen zwischen Bürgern und Arbeitern, Christen und Juden, Reichen und Armen waren durchlässiger als anderswo. Der Frankfurter Dialekt, dessen Testwort „Äppelwoi“ auch heute noch für Fremde unnachahmlich ist, verband alle, obwohl er in verschiedenen Nuancen gesprochen wird, an denen der Einheimische Bildung und Herkunft seines Gegenübers ziemlich gut erkennen kann.

Mein Vater war Lehrer, später Oberschulrat und preußischer Landtagsabgeordneter. Meine Mutter stammte aus einer Kaufmannsfamilie. Nach Abschluß der „Höheren Töchterschule“ war sie mit ihrer Schwester zusammen in ein Pensionat nach Wiesbaden geschickt worden – damals, etwa 1895, üblich – und hatte in dieser Zeit eine Ausbildung als Lehrerin erhalten – damals für Mädchen ihrer Schicht nicht so üblich. Mein Großvater meinte, seine Töchter sollten nicht darauf angewiesen sein, „einen Mann zu bekommen“. Meine Eltern, und in besonderem Maße eine Schwester meiner Mutter, waren von der Frauenbewegung der achtziger Jahre, von Schriften von Helene Lange und Gertrud Bäumer beeinflusst. Mein Elternhaus war bewußt evangelisch und liberal im Sinne von Friedrich Naumann. Man las „Die Hilfe“ und „Das freie Christentum“. Mein Vater war sein Leben lang von Glaubensfragen bewegt. Er erzählte mir, wie er in den letzten Schuljahren mit seinem Freund Emmel lange Abendspaziergänge gemacht hätte, bei denen sie darüber sprachen, wie die Wundergeschichten des Neuen Testaments zu verstehen wären. Später wurde Professor Erich Förster, der liberale Pfarrer der Reformierten Gemeinde in Frankfurt, für ihn ein Gesprächspartner und Freund.

Wenn ich die heute gängigen Darstellungen von der repressiven Familien-erziehung früherer Generationen lese, finde ich meine Kindheit und mein Elternhaus nicht wieder. Ich wurde nie geschlagen. Wer nicht pünktlich oder mit ungewaschenen Händen zum Essen kam, der mußte damit rechnen, daß ihm der sonntägliche Nachtisch entzogen wurde. Das war bitter, aber ich glaube nicht, daß es mich seelisch geschädigt hat. Ernsthaft bestraft wurde,

wer gelogen hatte. Es traf uns tief, wenn wir wegen einer Lüge allein im Nähzimmer essen mußten oder wenn die Eltern einen Tag lang nicht mit uns sprachen. Dabei traf mich wohl am meisten der Kummer, den ich Mutter bereitet hatte. Aber wir wurden – wie offenbar viele Kinder heute – mit unseren Problemen nicht allein gelassen. Ich erinnere mich heute noch an gemeinsame Heimwege nach dem Gottesdienst in der Reformierten Kirche am Kornmarkt nach unserer Wohnung in Bockenheim, bei denen Vater und ich über die Predigt und über meine Zweifel an der Gültigkeit biblischer Aussagen sprachen. Etwa vom fünfzehnten Lebensjahr an ging ich wohl nur wegen dieser Heimwege mit Vater in die Kirche. Die verständnisvolle Art, in der er auf meine kritischen Fragen einging, ohne seine Meinung zu verbergen, hatte wohl zur Folge, daß ich mich auch in den späteren Jahren nie ganz von Kirche und Christentum getrennt habe. Vielleicht habe ich aber gerade deshalb den Konflikt junger Menschen meiner Generation zwischen Denken und Glauben nicht so tief ausgetragen wie andere.

Politisch waren meine Eltern national, liberal und kaisertreu. Meine Mutter war sicher die Konservativere von beiden. Nach der Revolution von 1918 bewahrte sie die schwarz-weiß-rote Fahne lange auf. Der feine Wollstoff wurde erst zu Schürzen verarbeitet, als man die schwarz-weiß-rote Fahne nur mit einem Hakenkreuz garniert hätte zeigen können.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war ich dreizehn Jahre alt. Wir verbrachten im Juli 1914 die Sommerferien in Schweigmatt im südlichen Schwarzwald. Wir fuhren an dem Tag, an dem der Zustand drohender Kriegsgefahr ausgerufen wurde, über Basel nach Frankfurt zurück.

Studenten, die einen Gestellungsbefehl erhalten hatten, stiegen in Freiburg und Heidelberg in den Zug. In dem Zug war eine Stimmung zwischen einer etwas exaltierten Begeisterung und tiefem Ernst. In den nächsten Wochen waren Erwachsene und Kinder damit beschäftigt, den Soldaten, die in der Nähe unserer Wohnung in einer Schule untergebracht waren, Suppe und Kaffee zu bringen. Wir Kinder hatten von Krieg und heldenhaftem Kampf gelesen und fanden es im Grunde genommen schön, daß auch wir einen Krieg miterleben würden. Ich verschwieg meine Freude meinem in diesen Tagen sehr ernsten Vater und fragte vor dem Schlafengehen etwas heuchlerisch: „Gelt, wenn es Krieg gibt, siegen wir doch?“ Er antwortete: „Nun schlaf mal schön!“ Das hieß: „So sicher ist das nicht.“ Seltsamerweise ist mir diese kleine Szene noch heute in Erinnerung. Wir beneideten unsere etwas älteren Vettern, die sich als Kriegsfreiwillige melden durften. Wie ernst ein Krieg war, erlebten wir erst nach und nach.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde von der Bevölkerung ganz anders erlebt. Man wußte einige Monate vorher, daß Hitler einen Krieg im Osten beginnen würde und fürchtete die Konsequenzen. Meine Generation hatte das Erlebnis vaterländischer Kriegsbegeisterung, die in Stellungskrieg und Niederlage versunken war, hinter sich. Aber auch viele Jüngere waren nicht so unbeschwert wie die Jugend 1914 zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Damals sprach man davon, daß dieser oder jener junge Mann aus unserem Bekanntenkreis zur Armee „eingerrückt“ wäre. 1939 brachten SA-Leute den Gestellungsbefehl ins Haus. Unsere Haushaltshilfe sagte: „Den jungen so und so hamse auch geholt.“ Dieser Sprachgebrauch macht durchsichtig, was man nicht offen sagen konnte. Die Identifizierung mit dem kriegführenden Staat war in weiten Kreisen nicht so selbstverständlich wie 1914.

Während des Ersten Weltkriegs änderte sich unser Familienleben. Vater, der zu alt war, um Soldat zu werden, wurde als Lazarettinspektor eingezogen. Er war sehr in Anspruch genommen und wenig zu Hause. Wir hatten eine schöne, aber sehr große Dienstwohnung. Im Laufe des Krieges gab es keine guten Hausangestellten mehr. Die meisten gingen in Munitionsfabriken, so daß meine Mutter weit über ihre Kräfte selbst Hausarbeit machen mußte. Wir Kinder halfen wenig und ungerne. Von unserer heutigen Vorstellung her versteht man es nicht, weshalb man von den sieben Zimmern nicht drei zugeschlossen hat und sich mit drei Schlafzimmern und einem Wohnzimmer begnügen konnte. Ich erlebte mit, wie meine Mutter, eine liebenswürdige Frau mit lebhaften künstlerischen Interessen, die auch selbst im Malen ausgebildet war und in allen Ferien malte, eine überanstrengte, müde und über das Versagen ihrer Haushilfen ständig verärgerte Frau wurde. Sie opferte sich auf, um ihrer Familie einen Haushalt auf dem bürgerlichen Vorkriegsniveau in einer Zeit zu erhalten, in der es keine Waschmaschinen, keine Spülmaschinen und keine Zentralheizung gab. Wir hörten oft: „Ihr schätzt ja meine Arbeit gar nicht“; und wenn ich es rückblickend betrachte, wir haben sie auch nicht richtig gewertet. Uns wäre ein weniger perfekter bürgerlicher Haushalt mit der fröhlichen Mutter unserer Kinderjahre lieber gewesen.

Was ich miterlebte, gab mir den ersten Anstoß dazu, darüber nachzudenken, wie weit die gesellschaftliche Rolle der verheirateten Frau gerechter werden könne. In der Zeit zwischen 1901 und 1920 hat sich der frühere Hausstand durch Verminderung der Kinderzahl und Trennung von Haushalt und Berufsstätte des Mannes geändert. Meine Mutter war in eine Übergangszeit der Entwicklung vom Großfamilien-Haushalt zu der modernen Kleinfamilie geraten, ohne daß der familiäre Lebensstil und das Rollenverständnis der

Frau diesen Veränderungen gefolgt waren. Daß ich dies in dem aufnahmefähigen Alter zwischen dreizehn und neunzehn Jahren miterlebte, hat mich immer wieder in doppelter Weise bewegt. Ich selbst wollte diese Rolle, die meine Mutter vorlebte, nicht übernehmen. Zu einem Thema meines Lebens wurde die Frage, wie man die Rolle der Frau an neue Gesellschaftsformen so anpassen könnte, daß sie Kinder haben und doch mit gleichen Entwicklungschancen leben könnte wie der Mann.

Nach dem Ersten Weltkrieg zogen wir in eine Etagenwohnung mit Zentralheizung, die leichter zu bewirtschaften war, aber immerhin, es mußten für drei Personen – mein Bruder war damals im Ausland – fünf Zimmer sein. Auf Herrenzimmer, Salon und Eßzimmer konnte man nicht verzichten. Es gab wieder Hausangestellte. Das Mädchen Emmi ist mir noch in bester Erinnerung.

Bei der liberalen Haltung meiner Eltern und ihrem Interesse für die Frauenbewegung war es selbstverständlich, daß ich 1914 in die Untertertia der einzigen Schule in Frankfurt, die zum Abitur führte, eintrat.

Die Schulbildung, die wir in der Schillerschule erhielten, war überdurchschnittlich gut. In Frankfurt gab es seit 1898 Kurse, die Mädchen auf das Abitur vorbereiteten. Seit 1908 wurde an der Schillerschule ein realgymnasialer Zug von Untertertia bis Oberprima aufgebaut.

Das hohe Niveau der Schule beruhte zum Teil darauf, daß aus den verschiedenen „höheren Töchterschulen“ in Frankfurt diejenigen Mädchen in die Untertertia der Schillerschule kamen, die für diese damals keineswegs selbstverständliche Gymnasialbildung geeignet erschienen. Zum anderen beruhte es auf der hohen Qualität der Lehrer und Lehrerinnen und auf dem freiheitlichen Geist, in dem die Schule geführt wurde. Direktor Bojunga, der erste Direktor, war ein besonders begabter Pädagoge. Ich erinnere mich noch heute – nach fünfundsechzig Jahren – an Stunden, in denen er ein Gedicht von Rilke mit uns besprach. Diese Stunden waren ein Kunstwerk in sich. Seine andere Seite, mit der wir nicht einverstanden waren, war seine radikale, rechtskonservative politische Haltung. Bei Beginn des Ersten Weltkriegs kam er in die Klasse mit dem Gruß „Gott strafe England!“ Ich erinnere mich an Aussprüche von ihm, in denen sich der ganze germanische Rassenhochmut ausdrückte, der sich dann später im Nationalsozialismus überschlug. Allerdings habe ich ihn als Lehrer einer Schule mit einem großen Anteil jüdischer Schülerinnen nie als Antisemiten im Umgang mit jüdischen Mitschülerinnen kennengelernt.

Wir machten Abitur 1920, also in einer Nachkriegszeit, in der die wirtschaftlichen Verhältnisse noch instabil waren. Ich wollte gern zur Universi-